



Inhalt:

Editorial, Impressum	5
Offen für alle(s)	6
Würzburg - Meiningen: Musiktheater im Vergleich	12
40 Jahre Nazareth - Dynamit verdirbt nicht	16
Frankens Chicago - 17. Rother Bluestage	21
Buch über Schlotterbeck	24
Philipp Rumpf in der Galerie Senefelder	26
Kontroverse um den Kiliansbrunnen	28
Summa in Merida	30
Lichtblick	32
Short cuts	34

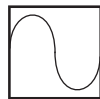
LE MONDE CRITIQUE
ALTES WÜRZBURG – NEUES WÜRZBURG
WÜRZBURGER GOÛT

Das Ornament in der modernen Kunst
und das Motiv
Kunst nach der Zeit des Kunstmarktes

1906 – 1914
1914 – 1918
1918 – 1933
1933 – 1945
1945 – 1968
1968 – 1990
1990 – 2001
2001 – ?

2.4. – 3.7.2008

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit einem Text von Robert Storr:
Die zweite Erfindung der Moderne im 21. Jahrhundert – Phänomen Kunstmesse.



MUSEUM FÜR MODERNE KUNST MÜNCHEN

MUSEUMSPLATZ 5, 81673 MÜNCHEN
TEL. 089 / 4 31 52 23, FAX 089 / 4 31 75 54

Reisekosten und Verpflegungsaufwendungen werden nicht erstattet. Jeder genießt für sich selbst.

Hans-Peter Porzner

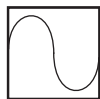
Würzburger Goût

Mail art in Würzburg aus Würzburg

Zur Logik der Kunst nach der Kunst des Kunstmarktes: Malerei, Skulptur, Architektur, Installation, Video, Videoinstallation, Foto, Internet.

„Die klassische Mail art als einzige Fassung von möglicher Kunst heute im Kontext der Erfindung der Zweiten Moderne im 21. Jahrhundert: Phänomen Kunstmesse, Phänomen Museum, Phänomen Galerie wird mit dieser Ausstellung zum ersten Mal in ihrem ungewöhnlichen Verlauf markiert. Nicht nur, dass sie die Widersprüche der modernen Kunst darstellt, selbst Ausdruck des Widerspruchs, ist sie einziges Ausweisverfahren von Kunst heute. Sie steht zwischen meiner Malerei und dem Projekt MUSEUM FÜR MODERNE KUNST MÜNCHEN.“

2.4. – 3.7.2008



MUSEUM FÜR MODERNE KUNST MÜNCHEN

MUSEUMSPLATZ 5, 81673 MÜNCHEN

TEL. 089 / 4 31 52 23, FAX 089 / 4 31 75 54



Nächtliche Straßenszene
in Merida/Mexiko.
Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte!

„Der Fürst ist, wie heute der Minister, meist ratlos, weil überfordert. Sein Geschick hängt von Zufällen und vom geschickten Umgang mit Zufällen ab. Wenn er also bei Verstand ist, dann weiß er, daß er sein Amt nicht jenen Qualifikationen verdankt, die ihm im Amt abverlangt werden. Sein Amt verdankt er der Ambition, aber die hilft ihm kein bißchen...“ Die Konsultanten, oder auf deutsch, die Berater, hat der Philosoph Peter Sloterdijk in einem Artikel der Zeitschrift "Revue für postheroisches Management" begriffsgeschichtlich unter die Lupe genommen. Nun beginnt auch in Würzburg die Zeit der neuen Berater, der neuen Volksvertreter im Stadtrat. Ab Mai steht Georg Rosenthal als Oberbürgermeister in der erste Reihe, sechzehn „Neulinge“ und 34 Altgediente dürfen oder, besser gesagt, haben die Verpflichtung, sich um die Belange der Bürger und die ihrer Stadt zu kümmern. Daß dazu die Kultur gehört, war hoffentlich kein Wahlkampfstatement.

Obwohl man auch kein Prophet zu sein braucht, um vorherzusehen, daß in Kürze die meisten der gewählten Volksvertreter bei Vernissagen und anderen kulturellen Veranstaltungen – es sei denn sie versprechen Image-trächtige Medienpräsenz – wieder durch konsequente Abwesenheit glänzen werden.

Kultur ist kein strategisches Lippenbekenntnis, sondern ein bestimmender Faktor für die Lebensqualität einer Stadt und somit deren Bürger. Außerdem noch ein geisteswissenschaftlicher und wirtschaftlicher, wenn das auch gerne verniedlicht wird – was im Zeitalter der Pisa-Studie in einer Stadt ohne Großindustrie verwundert.

Schließlich ist Würzburg durch seine kulturellen Schätze weltberühmt, wenn diese zugegebenermaßen auch aus vergangenen Zeiten stammen.

„Die Renaissance entdeckte den Menschen als Wesen, das unter Einfluß steht. Das Phantom der Freiheit war noch nicht entdeckt, aber die Gesellschaft schon komplex genug, um den Herrscher an die Grenzen seiner eigenen Möglichkeiten zu bringen“, schreibt Peter Sloterdijk weiter. Hoffen wir, daß unsere neuen Männer und Frauen in der Schaltzentrale Rathaus über den eigenen Schatten springen und ihre Grenzen erweitern werden. Durch Weitblick und Sachverstand, Gespür, Einfühlungsvermögen und Offenheit, im Sinne ihrer Auftraggeber, den Wählern.

Wäre doch schön, wenn man hier auch mal was Bewegendes für die Neuzeit begründen könnte. Die Redaktion

In eigener Sache: Sicher haben Sie die nummer35 schon vor drei Wochen erwartet. Leider sind wir sind nur eine kleine Gemeinschaft, welche unentgeltlich die Zeitschrift nummer gestaltet und herausgibt. Auf Grund von beruflichen Verpflichtungen, (auch wir müssen unseren Lebensunterhalt verdienen), war es nicht möglich, die aktuelle Ausgabe früher auszuliefern. Wir bitten um Verständnis.

nummerfünfunddreißig

herausgegeben vom Kurve e.V. –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: Druckerei Beck, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum], Wolf-Dietrich
Weissbach – V. i. S. d. P., Achim
Schollenberger [as], Renate Freyisen,
Ulrich Pfannschmidt, Eo Borucki, Nana
Weber, Falk von Traubenberg, H.H. Dohmen

Für die Inhalte der

Artikel sind die AutorInnenen selbst verantwortlich:

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 51 K,

Gesponsert von Gert V. Schollenberger

LAYOUT

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 1.2006

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 100 Viertelseite 77,5 x 100

€ 180 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 180 Halbe quer 160 x 100

€ 300 Ganze Seite 160 x 205

€ 300 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.



H
WSB.
Ersatzhaltestelle

köstlich stlich kö
KITZINGER
LANG

nummer Zeits

0	1
5	6
10	11
15	16
20	21

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Schrift für Kultur in Würzburg und ...



Professorium

Galerie für zeitgenössische Kunst

Malerfürstentum Neu-Wredanien

Ateliergemeinschaft

nummer

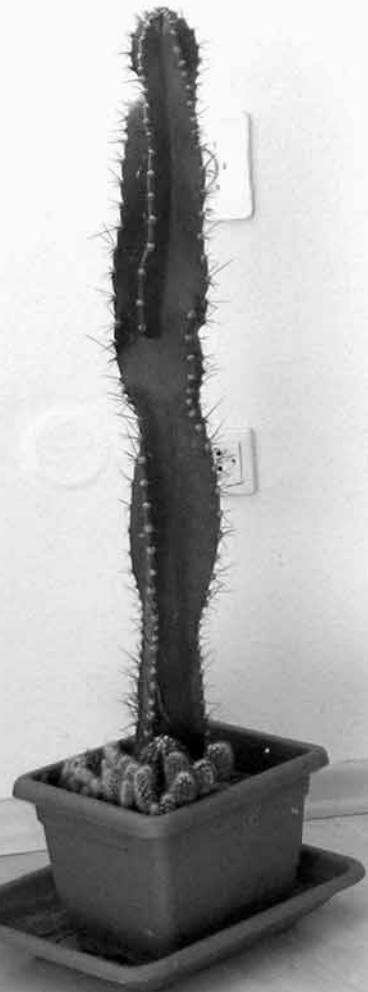
Zeitschrift für Kunst und Kultur

Offen ...



... für alle(s)

Zum fünften Mal lockte die Open Art ...



Die erprobten Flaneure wissen es längst, den Neulingen auf der Tour wird es schnell klar, alle Stationen der Open Art lassen sich auch mit den besten Vorsätzen nicht ansteuern. 18 Museen, Galerien und andere weniger prominente Kunstorte hatten sich dieses Jahr, bei der fünften Ausgabe in zehn Jahren beteiligt, zum Teil dicht beieinander liegend, aber auch weit verstreut in der Stadt. Das Ticket, „all you can see“, für neun Euro, dazu vielerorts Drinks gratis und kleine Köstlichkeiten zum sehr moderaten Preis, bot zusätzlich den Luxus eines zum Teil bis vor die Galerietore - durch eine extra eingerichtete Behelfsbushaltestelle - führenden Transfers. Dennoch, wollte man auch nur halbwegs ein wenig intensiver eintauchen in die Welt der dargebotenen Künste, schnell hatte man sich hier verguckt und da verplaudert, wieder ein halbes Stündchen künstlerisch verkonsumiert. Freilich, Zeitverschwendung gab es keine, nur eben, daß die verstrichene nie aufgeholt werden konnte und letztlich, Schlag Mitternacht, vor verschlossenen Türen, die Erkenntnis reifte, daß wieder einmal das Angebot qualitativ üppig, aber quantitativ eben nicht zu schaffen war.

Positiven Streß hatten indes nicht nur die Besucher, sondern auch einige der Künstler. Nur drei Stunden geschlafen hatte Stefan Merkt. Am Vortag hatte er in Berlin noch bis in die Morgenstunden hinter der Theke in seinem Nebenjob gearbeitet. Nach Dienst ging es rein ins Auto und ab nach Würzburg, die Ausstellung aufbauen in der Galerie des Würzburger Schwulenzentrum Wuf im Niggelweg. Kurz nach 18 Uhr war noch Ruhe im gemütlichen Raum, blieb

museum, dort gibt es Kunst, die auf der Straße liegt, zu begutachten. Hoffentlich liegen die kunstvollen Gullydeckel aus Japan vor Ort eingebettet in der Straße. Wie vielfältig das Design dieser wichtigen, aber banalen Gegenstände sein kann, zeigen die Fotografien von Annett Stroetmann. Das Gespräch mit ihr darüber haben wir leider verpaßt, da die Künstlerin gerade mal schnell zum Essen war. „Kunst macht den Künstler nicht satt, aber oft hungrig“, pflegte ein bekannter Malerfürst einmal in seinen Memoiren niederzuschreiben.

Zu den nächsten Kunsthäppchen. Den Kulturspeicher lassen wir diesmal links liegen. Die nächste Station befindet sich in der Reuerergasse. Dort liegt, eher versteckt, aber mittlerweile eine der ältesten der Stadt, die Galerie von Rüdiger Sundermann. Wir begutachten die dick aufgetragenen Ölbilder von Christopher Lehmppuhl. Auf diesen wartet der Hausherr sehnsüchtig. Er sei unterwegs direkt von der art cologne, er müsse eigentlich jeden Moment eintreffen. Was er aber nicht tut und niemanden verwundert, schließlich hat der Künstler eine der stauträchtigsten Autobahnen der Bundesrepublik vor sich. Aber als versierter Galerist weiß Rüdiger Sundermann sowieso alles über seinen Künstler zu berichten. Die Open Art will ja das zwanglose Gespräch ohne Schwellenangst fördern. Man erfährt, daß der junge Künstler „plein air“ arbeitet, die zentimeterdicken Schichten aus Ölfarbe bei Wind und Wetter draußen vor dem Motiv auf die Leinwand wuchtet. Das dauert seine Monate, bis dann alles trocken ist, so der Galerist weiter. Also keinesfalls anfassen! Se-

Kunst auf der Straße von Annett Stroetmann



Zeit für ein längeres Gespräch, indem der Künstler seine eigenwillige Gestaltungstechnik ausführlich erklären konnte. Briefmarken sind sein offenes Geheimnis. Mit ihnen, Pinsel und Tapetenkleister schafft er seine, mittlerweile zum eigenen Markenzeichen gewordenen Bildhintergründe. Auf die gestaltete Struktur malt Merkt weltbekannte Figuren wie Donald Duck, Tim und Struppi oder bedient sich bei den eher in Deutschland bekannten Typen des Comiczeichners Ralf König. Weil man schon links vom Main ist, weiter stadtauswärts zum Siebold-

hen ja, berühren nein, die Kunst bei der Open Art soll mit den Augen genossen werden, allenfalls zusätzlich mit den Ohren wie bei mancher Performance oder musikalischen Umrahmung bei den einzelnen Stationen.

Richtung Zentrum. In der Galerie Gabriele Müller entdeckt man bekannte Namen. Alt-Rocker Udo Lindenberg grüßt mit pfiffigen „Likörellen“. Der Amerikaner James Rizzi mit seinen verspielt-verschachtelten 3-D-Bildern ist nicht nur in Galerien, sondern momentan auch als Briefmarke bundesweit

präsent. In Würzburg bisher eher unbekannte Künstler wie der Tütenbemaler Thitz oder die Malerin Petra Meyer mit ihren figurativen Acrylbildern fordern den Kennerblick. Man trifft auf Prominenz. Der erste Bürgermeister der Stadt, Adolf Bauer, ist unterwegs und, sowieso den Künsten zugeneigt, aber auch Neu-Stadtrat Ingo Klünder, ist unter den Gästen. Weiter um die Ecke, rüber ins Martin von Wagner Museum. An der Kreuzung prescht der Open Art-Shuttlebus vorbei. Spärlich besetzt. Nur zwei Leute und der Fahrer sitzen drinnen. Er zwingt sich durchs Oegg-Tor, vielleicht Richtung Aumühle zur Galerie Professorium und den Lomoserigrafien von Bernard Louvel aus Caen.

Im Seitenflügel der Residenz zeigt Dieter Stein Neues aus seinem Atelier. Dazu hat er sich Künstlerfreunde eingeladen. Atemlos saust Johannes Engels vorbei in Richtung Aufzug, immer in Eile bei dieser Veranstaltung. Der Kulturmanager der Stadt Würzburg wird es auch in diesem Jahr nicht schaffen, trotz bester Vorsätze und immenser Laufleistung, alle achtzehn Teilnehmer mit seiner Anwesenheit zu beehren.

Die Uhr dreht sich weiter, über fünf Stunden sind mittlerweile vergangen. Die Achse Museum am Dom-Spitale lockt. Wie an den Hang unterhalb der Festung geklebt, wirkt das malerische Ausstellungshaus Lothar C. Forster. Mit Unterstützung treuer Freunde zeigt Waltraud Forster die zahlreichen figürlichen Plastiken ihres 1990 verstorbenen Mannes Lothar in einem Ambiente, das passender nicht sein könnte. Es ist nicht jedermanns Sache, die privaten, mit Kunst angefüllten Wohnräume für ein paar Stunden Fremden zu öffnen. Diese müssen aber zuvor einige Stufen bergauf durch den illuminierten Hanggarten. Neben Kunstgenuß werden sie zusätzlich belohnt mit dem schönsten Ausblick dieser Open Art: über die nächtliche Stadt. Kurz vor Mitternacht gerade der richtige Abschluß für eine – offene für alle und alles – gelungene Veranstaltung. ¶



Galerist Rüdiger Sundermann erklärt...



... Neu-Stadtrat Ingo Klünder und Bürgermeister Adolf Bauer haben Spaß.

Szene im „Vampyr“ in Würzburg. Foto: Falk von Trautenberg

Würzburg

Ein Vergleich des Musiktheaters

von Renate Freyisen

Es ist schon betrüblich, daß die Opernbühne Würzburg derzeit nur Unbefriedigendes bis Mittelmäßiges bietet. Das betrifft ausdrücklich nicht die musikalische, sondern die szenische Seite, ein wenig aber auch das Sänger-Potential. Erstes Beispiel dafür ist eine völlig mißglückte „Tosca“, bei der die Idee der Oper Puccinis auf den Kopf gestellt wurde mit einer vermeintlich „modernen“ Aufführung. Regisseur Marcus Lobbes begriff das Ganze als Gesellschafts-Müll, setzte sich selbstherrlich über die Vorlage hinweg, ließ eine wenig attraktive, steife Tosca ihren Geliebten Cavaradossi erschießen, gefiel sich in Anspielungen auf James Bond beim Polizeipräsidenten Scarpia, reihte die Sänger frontal nebeneinander auf; Beziehungen untereinander, sinnfällige Bewegung: Fehlanzeige – der Katalog der Mißgriffe ließe sich noch verlängern. Das Rezept, um eine solche „Tosca“ zu überstehen, lautet ganz einfach: Augen zu und zuhören. Denn aus dem Orchestergraben erklang unter der Leitung von Jin Wang mitreißende Musik, und Katja Eichhorn sang die Tosca sicher und mit glänzenden Höhen. Nur hinschauen sollte man nicht bei dieser Inszenierung für Blinde. Zweites Beispiel, nicht ganz so schlimm: Marschners „Vampyr“. Die Ausgrabung

dieser romantischen Oper wurde von Stefan Suschke irgendwie unentschieden in Szene gesetzt. Mal fand dramatische Aktion statt, so durch den Chor als Hexen im ersten Auftritt, dann wieder stand alles still. Auch hier war die weibliche Hauptperson Malwina ein hölzernes Denkmal ihrer selbst, saß unbeweglich da, während sie aufdringlich laut Frühling und Sehnsucht nach Liebe besang. Nur zu spüren war davon nichts. Und der Vampir, der Mädchen mordende Vampir Lord Ruthven, konnte wegen mangelnder Regieanleitung die Erwartungen an seine Rolle als Verführer nicht erfüllen. Allerdings glich Stefan Stoll solche Defizite durch seine hervorragende sängerische Leistung mehr als genug aus. Daß Musik allein das Würzburger Publikum restlos begeistern kann, bewies ein Konzert mit beliebten Opernchören im ausverkauften Theater. Jin Wang dirigierte dabei ein schwungvoll und präzise mitgehendes Philharmonisches Orchester, und Chor und Extrachor sangen engagiert, wunderbar abgestuft und stimmlich delikat im ersten Teil bekannte Kompositionen von Beethoven bis Wagner, im zweiten Teil von Verdi bis Puccini, darunter die berühmten „Gefangenenchöre“. Der Beifall dafür wollte nicht enden, und so mußten drei bejubelte Zugaben folgen, darunter die

Meiningen

Szene aus „Andrea Chénier“ in Meiningen. Foto: H.H. Dohmen



Wiederholung des innig schlichten „Va pensiero“ aus Verdis „Nabucco“.

Das Rezept aber für eine bestens akzeptierte Opernbühne liefert derzeit das Meininger Theater ab. Nachdem Intendant Res Boshart sein Haus nahezu leer gespielt hatte durch überzogene, modernistische Experiment-Inszenierungen, hat die neue Leitung unter Ansgar Haag den Rettungsanker erfolgreich ausgeworfen. Der jetzige Intendant vermag mit seinen Aufführungen das Publikum wieder anzulocken; die Abo-Rückgänge sind nahezu aufgehoben. Dennoch finden hier keine verstaubten Inszenierungen statt. Im Gegenteil: Haag hat z.B. die Richard-Strauß-Oper „Elektra“ von der jungen Andrea Moses gestalten lassen und junge, dynamische Sänger-Darsteller für die Oper engagiert, etwa Bettine Kampff in der Titelrolle, dazu mit einem Weltklasse-Star wie Gail Gilmore die Klytämnestra besetzt. Herausgekommen ist eine spannende, rundum schlüssige und wirklich moderne Deutung des Stücks. Auch wenn Haag eine Barock-Oper ausgräbt, wie den „Arminio“ von Rinaldi, wirkt nichts gewaltsam überdreht oder gar auf aktuell getrimmt. Für die Premiere in kleinerem Rahmen im Theatermuseum hatte Operndramaturg Klaus Rak die Verwicklungsgeschichte als stilisier-

tes Ringen um Macht, Liebe und Einfluß inszeniert, und das kammermusikalisch besetzte Orchester, eine erstklassige Riege junger Sänger, darunter der unglaublich ausdrucksstarke Countertenor Denis Lakey als Intrigant Segeste und die neu engagierte, hübsche Daniela Dott als Tusnelda mit einem klaren, in den Höhen frei glänzenden Sopran, machten das vergessene Werk zu einem festlichen Ereignis. Wie man eine weniger gängige, aber mit wunderschöner Musik ausgestattete Oper dem Publikum nahebringt, zeigte der Meininger Intendant mit seiner Inszenierung des „Andrea Chénier“ von Umberto Giordano. Daß er mit realistischen Bildern den Stil des Verismo bei der hochdramatischen Handlung beachtet hatte, war ein Schlüssel für den bejubelten Erfolg der schlüssigen, packenden Aufführung. Der Regisseur betonte dabei die Dekadenz des untergehenden Ancien Régime, die Greuel der Französischen Revolution und die Schwierigkeiten in den zwischenmenschlichen Beziehungen durch symbolische Hinweise. In einem im Grund einheitlichen Bühnenbild, das sich vom eleganten adeligen Salon in ein heruntergekommenes Revolutionstribunal und schließlich in ein Gefängnis verwandelt, läßt er die Ereignisse ablaufen. Die Volksszenen wirken lebendig durch die

Szene aus „Andrea Chénier“ in Meiningen. Foto: H.H. Dohmen



bunten Kostüme, die ins Ende des 18. Jahrhunderts passen, und die quirlige Bewegung. Die gräfliche Soirée wirft dabei mit den ironischen Übertreibungen ein kritisches Schlaglicht auf die Äußerlichkeiten einer schon überholten Gesellschaft. Und ihre abgeschmackte Unterhaltung wird in ihrer ganzen Perversion deutlich durch die stumme Szene, in der ein Diener zum Gaudium der Damen beim „Schäferspiel“ ausgezogen und mit Rosenblättern beklebt wird. Ebenso verräterisch ist die Eingangsszene zum 3. Bild, als vor dem Einsetzen der Musik zuerst einmal vor dem Tribunal das große Durcheinander nach einer nächtlichen Orgie aufgeräumt werden muß. Am Schluß treten Madeleine und Chénier gemeinsam durch die Tür des ehemaligen Salons ins Licht, zur Hinrichtung, erlöst von allen Zwängen; ihre Liebe erfüllt sich im Tod. Haag gelang es so, zu fesseln und zu vermitteln, wie sich die Revolution vom idealen Ansatz entwickelt zum unkontrollierbaren, alles

verschlingenden Chaos. Nur wer hier die Angst überwindet, kann seine Persönlichkeit bewahren. Das trifft auf die drei Hauptpersonen zu in der historisch nicht stimmigen Liebesgeschichte zwischen Chénier, dem Dichter, und Madeleine, der Grafentochter, sowie ihrem Diener, dem Jakobiner Gérard. Neben der spannenden Handlung war die suggestiv mitreißende Musik Giordanos ein Garant für den Erfolg. James Allen Gähres leitete die Meiningener Hofkapelle engagiert, mit besonderer Liebe zu den lyrischen Stellen, auch wenn der Anfang noch etwas dick aufgetragen schien. Vor allem die lautmalerschen Stellen gelangen überzeugend, etwa die klangliche Überschneidung von höfischer Gavotte und derbem Bauerntanz als Hinweis auf die künftigen Geschehnisse. Die Oper erfordert aber von den Sängern großes Potential. Daß sie vom Orchester nicht zuge deckt wurden, ist ein weiteres Verdienst des Dirigenten. Auch die kleineren Rollen waren ansprechend besetzt und vor allem lebendig gespielt; herausragend dabei Maida Karisik als Bersi, die treue Zofe von Madeleine. Diese wurde durch Elizabeth Hagedorn – von ihrem Würzburger Engagement noch in bester Erinnerung! – menschlich anrührend gezeichnet, zuerst als verwöhnte Tochter aus gutem Haus, die gedankenlos mit dem ihr nicht standesgemäßen Diener Gérard kokettiert, bevor sie sich in den Dichter André Chénier verliebt und in der Liebe charakterliche Größe gewinnt, ihm sogar zum Schaffot folgt. Zu bewundern waren bei der Sopranistin die sängerische Gestaltung, ihre flexiblen Linien, die freien, glänzenden Höhen, die leiderfüllte Ausdruckskraft und die unangestregte Stärke. Ihr ebenbürtig war Dae-Hee Shin als Gérard. Er vermochte innere Größe und Haltung glaubhaft zu vermitteln, als er, in Madeleine verliebt und von ihr abgewiesen, sich ohne Furcht für Chénier einsetzt. Sein Bariton war stets präsent, kraftvoll, glänzend in der Höhe geführt. Jorge Perigón als Dichter Chénier bestach mit seinem manchmal etwas angespannten Tenor durch Sicherheit in den strahlend erweiterten Höhen und viel Atem in den langen Linien. Auch wenn man sich ab und zu etwas mehr lyrischen Schmelz gewünscht hätte, die tragische Gestalt des Literaten verkörperte er bestens. Der begeisterte Jubel des Premierenpublikums wollte nicht enden. Übrigens: Durch die neue Autobahn ist Meiningen schnell zu erreichen; es lohnt sich! ¶

Szene im „Vampyr“ in Würzburg. Foto: Falk von Traubenberg





Dynamit verdirbt nicht

**Love hurts, auch nach 40 Jahren – Nazareth in der
Stadthalle in Schweinfurt**

*Text/Fotos: Eo Borucki
Interview: Nana Weber*



40 Jahre Rock ‚n‘ Roll, Cognac (den trinkt er ganz gern) und tonnenweise Zigaretten haben der Stimme von Nazareth-Sänger Dan McCafferty nicht geschadet. Es klingt noch immer wie eine anlaufende Bohrmaschine, wenn er die weltberühmte Version von „Love hurts“ singt. Seit Ende Februar tourt die schottische Band, die vor allem in den 70ern weltberühmt und international erfolgreich war, in einer Art Gewaltmarsch durch 28 bundesdeutsche Städte. Die Auftritte folgen dabei einem Rhythmus: Aus Schwaden und Dunstfetzen ragen plötzlich zwei Gestalten - Dan McCafferty und Pete Agnew. Im Bühnendunkel dahinter beginnt unverkennbarer Gitarrensound zu dröhnen, nach Sekunden blitzt eine gleißende Lichtenanlage und zeigt, was die Zeit in 40 Jahren aus ehemals jungen Rockmusikern macht: Zwei Männer, die wirken, als müssten sie von Berufs wegen vor, nach und zwischen jedem Wort mindestens einmal „Fuck!“ sagen. Dans Gesicht sieht aus wie eine abgewetzte Cowboy-Satteltasche mit Augen drin. Petes Haupthaar ist mit den Jahren so dünn geworden wie das Stimmchen von Annett Louisan. Unter Händen und Armen scheint vor Jahren Lava geronnen zu sein. Aber die beiden 61jährigen wissen, was ihr zumeist mitgealtertes Publikum von der Band erwartet - rauhen, aggressiven Sound, britischen Hardrock der 70er eben. Den bringen auch die beiden Küken in der Band gut rüber - Petes Sohn Lee als Drummer durfte den Nazareth-Sound mit der Muttermilch aufgesogen haben, und Gitarreiro Jimmy Murrison spielt hörbar ganz alte Schule. Ihre beste Zeit hatte die schottische Viermann-Band vor rund 30 Jahren - damals trug man Plateau-Schuhe aus Fieberglas (mit echten Fischen drin) und Fanta wurde noch in braunen, geriffelten Flaschen ausgeschenkt. Damals waren die vier Schotten Darrell Sweet (Drums), Pete Agnew (Baß), Manny Charlton (Gitarre) und Dan McCafferty (Gesang) weltbekannt. Die Alben „Loud ‚n‘ proud“ oder „Expect no mercy“ wurden auch von den härtesten Rockern nur mit einem zarten Reinigungstuch aus dem Cover geholt. Man hätte eher seine Mutter verkauft, statt sie zu verleihen. Aber die Welt drehte sich weiter, und so lag statt der neuen Nazareth-Platte in den späteren 70ern entweder das erste Sex-Pistols-Album: „Never Mind The Bollocks“ (zum Glück wußten damals Eltern nicht, was das heißt) oder eben eine ABBA-LP unter dem Weihnachtsbaum. Nazareth konnten weder in die eine noch in die andere Richtung: Für Pop waren sie zu rockig, für echte Rebellion aber zu brav - sie tranken höchstens Whiskey, waren verheiratet und warfen niemals auf einer Tour-

nee einen Fernseher durch ein geschlossenes Hotelzimmerfenster. So wurde das vormalige Hardrock-Dynamit irgendwann etwas zerrieben, zersiebt und immer wieder in neue Hülsen gefüllt. Die Stile wechselten, aber die alten Erfolge stellten sich nicht mehr ein. Hinter der Bühne entpuppen sich die beiden Alt-Rocker als britisch-charmant. Ob man nicht ans Aufhören denke, wenn man nach 40 Jahren nicht mehr in Stadien, sondern in Stadthallen spiele? „Was sollen wir machen - wir können nun mal nichts anderes“, sagt Dan. „Es ist nun mal zu spät für uns, um noch Klempner zu lernen!“ Seit dem 29. Februar tourte die Band durch Deutschland und spielte bis Mitte April in insgesamt 28 Städten, von Essen bis Worpsswede, von Hamburg bis Schweinfurt. Auch im Aschaffener Colos-Saal spielten sie alles, was einmal den Ruf von Nazareth begründete: „This flight tonight“, „Razamanaz“, „Hair of the dog“ und natürlich „Dream on“. Wer sich danach von der Bühne weg Richtung Publikum gedreht hat, hat im Antlitz des wahrscheinlich mitgealterten Publikums ein gemeinsames, glückliches Wiedererweckungs-Lächeln gesehen. ¶

Auftritt im Couch-Look

Nazareth erklären, warum jemand 40 Jahre lang sein Ding macht

Interview: Nana Weber

Raubtiere, sagt man, können Angst riechen. Die Katakomben unter der Bühne sind einschüchternd, das grimmige Security-Personal furchterregend. Das Erschreckendste aber ist der Interviewer, der vor uns an der Reihe war: Er ist schneller wieder draußen aus der Nazareth-Garderobe als irgendwer „Piss off!“ buchstabieren kann. Gleich sind wir dran. Wahrscheinlich beißen uns Dan, 61, und Pete, 61, ab der zweiten Frage die Köpfe ab. Jetzt täte eine Zigarette verdammt gut. Die Garderobentür öffnet sich, der Manager winkt uns rein. Das eigene Blut rauscht im Ohr. Ein Bruchteil-von-Sekunden-Weitwinkel-Blick offenbart eine Flasche Remy, zwei, drei Flaschen

Roth-Bier, eine geöffnete Rotweinflasche und ein paar Aschenbecher. Und zwei ältere Herren in Jeans, Pully und Hemd, die sich vor britisch-schottischer Höflichkeit fast überschlagen. Wir hören abrupt auf, nach Angst zu riechen. Und rauchen ein paar Zigaretten mit Dan und Pete. Und testen die gute Stimmung mit einer ersten, klugen, ernstesten Frage.

Frage:

Stimmt es eigentlich, daß die Schotten Mars-Schokoriegel frittieren, und zwar in dem gleichen Fett, in dem vorher Fish and Chips gemacht wurde?

Pete Agnew:

Ja, sie schmeißen es da wirklich rein, aber vorher wird es noch in Backteig getaucht. Oft wird das in der Imbißbude zwar nicht bestellt, aber wir Schotten frittieren auch sonst alles – sogar Pizza.

Frage:

Schön – nachdem das geklärt ist: Sie spielen seit 40 Jahren zusammen und hatten in dieser Zeit jede Menge Höhen und Tiefen. Denkt man da nicht mal irgendwann ans Aufhören?

Dan McCafferty:

Manchmal, wenn ich morgens auf der Tour aufwache, frage ich mich: ‚Dan, was machst du hier eigentlich?‘. In den 40 Jahren ist viel passiert, was einen hätte aufgeben lassen können: Über Nacht ist uns das Management abgehauen. Und als 1999 unser Drummer Darrell Sweet starb, war es hart, weiterzumachen. Aber sehen Sie – wir können sonst nichts! Und mittlerweile ist es wohl auch zu spät, nochmal Klempner zu lernen.

Frage:

Aber anstrengend ist das doch auch, so seine Brötchen zu verdienen?

Dan:

Nein. Ich bin wie ein Golfer. Ich bekomme Geld für etwas, was ich gern tue.

Frage:

In den 40 Jahren haben Sie etwa 26 Alben gemacht...

Pete:

...ich hab' sie nicht gezählt, aber es waren viele.

Frage:

...und auf den vielen Alben haben Sie sehr oft ihren Stil gewechselt. Hatte das kommerzielle Gründe?

Dan McCafferty



Dan McCafferty

**Dan:**

Nein. Wir haben immer genau das gemacht, was uns Spaß gemacht hat. Und heute macht einem das eine Spaß, morgen eben das andere. Noch ne Zigarette?

Frage:

Gern, danke! Apropos Spaß: Früher, in den 70ern, hatten Sie gerne Plateauschuhe und Glitzerjacken auf der Bühne an. Heute tragen Sie beim Auftritt Klamotten, mit denen sich andere auf die Couch legen. Macht Ihnen diese Glam-Rock-Verkleidung heute keinen Spaß mehr?

Dan (lacht und nippt am Remy):

In den 70ern war das anders, wir mußten so aussehen: Sehen Sie, wer nicht reinkam wie ein geschmückter Weihnachtsbaum – der kam nicht rein! Das Publikum hatte dasselbe an wie wir. Hätte jemand etwas anderes angehabt zu der Zeit, hätte man gedacht, er ist ein Zivil-Bulle.

Frage:

Früher haben Sie Stadien gefüllt, heute spielen Sie in mittleren Stadthallen. Wie fühlt sich das an?

Dan:

Natürlich könnten wir es auch mit der Royal-Albert-Hall in London probieren. Aber sehen Sie: Wir Classic-Rocker bekommen heutzutage nichts geschenkt – wenn die Halle halbvoll ist, ist sie nur halbvoll. Ich spiele viel lieber in einer 1200-Mann-Halle, in der 1200 Mann sind – das ist nett und gemütlich, und man ist näher am Publikum.

Frage:

(Der richtige Moment für die wirklich heikelste Frage: Die nach dem heutigen Verhältnis zu Ex-Nazareth-Mitglied Manny Charlton, der der Band ihren Namen gab, 1975 das weltweit gefeierte Album „Hair of the Dog“ produzierte, 1990 Nazareth den Rücken kehrte und heute in den USA unter dem Bandnamen seiner Ex-Kollegen auftritt.) Was ist eigentlich mit Manny?

Dan:

Ich hab' keine Ahnung, was mit Manny ist.

Frage:

Aber Sie wissen doch, daß Manny unter dem Namen Nazareth in den USA auftritt und dabei von drei Jungs begleitet wird, die aussehen wie die Backstreet-Boys?

Dan:

Klar weiß ich das, und ich finde es bizarr. Aber was soll ich machen? In Amerika ist eben alles erlaubt. ¶

Lázlo Ölveti

Frankens Chicago

Die 17. Rother Bluestage brachten das Serotonin zum Kochen

Text und Fotos: Eo Borucki

Draußen herrscht kaltes Dreckswetter. Drinnen aber, hinter der Tür vom Posthorn, ist es heiß wie im Mississippi-Delta. Die Luft brennt. Der Brandherd ist eine kleine Guckkastenbühne, eine Armeslänge vom rund 80köpfigen Publikum entfernt. Es herrscht Nahkampf. Distanz gibt es hier nicht. Er schreit, schwitzt, tobt es ins Posthorn hinein: Er ist der Hoochie-coochie-man! Und er kann niemals befriedigt werden. Sänger Lázlo Ölveti beschwört damit Muddy Waters (1915 - 1983), den Albrecht Dürer des Blues. Die Gemeinde im Posthorn johlt. Blues - anfangs war er nicht mehr als ein musikalisches Arme-Leute-Essen. Zur Glorie des Abendlandes gehört es, daß es diese scheinbar einfach strukturierte Musik vorbehaltlos aufgenommen und mit eigenem Efeu umrankt hat. In Europa stößt der amerikanische Blues nicht nur auf einen sensiblen Nerv, sondern auch auf öffentlichen Enthusiasmus. Daß genau das in der Blues-Heimat USA einst jedenfalls ganz anders war, beschreibt kaum etwas so treffend wie die Anekdote über jenen Muddy Waters, den Hoochie-coochie-man, und seine Begegnung mit den englischen Rolling Stones, die auf ihren ersten LPs reihenweise seine Songs coverten. Eines Tages beschlossen sie, über den Teich zu fliegen und dem Altmeister in seinem Chicagoer Studio pflichtschuldigst Reverenz zu erweisen. Aber dort wußte niemand, wer dieser Muddy Waters eigentlich sein soll. Bis sich einer erinnerte: Das sei der Schwarze, der gerade vorne im Studio-Foyer die Wände strich. So behandelte das Amerika der 60er Jahre seine größten Musiker. In Europa ist das anders, und so ist einmal im Jahr Roth, die mittelfränkische Kreisstadt, auf der Landkarte des Blues eine Metropole. Zum 17. Mal locken die Bluestage nicht nur Tausende quer durch die Republik hierher, sondern auch die Stars des Genres. Aber eben auch die Unbekannten. Wie die Ölveti Blues Band, die an diesem 2. April im Posthorn abgeht. Die fünf Ungarn gelten nicht umsonst



als Geheimtip. Über den Bühnenrand schwappt das gute, altmodische, jugendliche Gefühl, sich an diesem Abend komplett und restlos fertig machen zu wollen mit dieser Musik. Erst nach zwei aufreibenden Stunden sind die Batterien leer. Es gibt während jener verrückten Rother Woche vom 28. März bis zum 6. April wahrscheinlich eine Flut von Dauer- und Falschparkern in Roth. Daß alles glatt über die Bühnen geht (es gibt fünf), verdankt die Stadt dem Team um die beiden „Einsatzleiterinnen“ Silke Rieger und Monika Ammerer-Düll, Künstlerische Leiterinnen der Kulturfabrik. Sie stellen alljährlich ein Programm zusammen, das viele Wünsche erfüllt: Gospelig-christlich kehren das Duo Eb und Nina Davis zu den alten Wurzeln zurück, die Backporch Tunes zeigen, daß es guten Blues nicht nur in Chicago, sondern auch in Ansbach gibt. Eric Sardinas zeigt, warum man ihn den Meister der Slide-Guitar nennt. 16 Konzerte und 18 Bands (es gibt zwei Doppelkonzerte) - das läßt allerlei körpereigene Botenstoffe und Opiate hochkochen und im Hirn verdampfen. Das Bauchfell vibriert. Dem griechischen Kult um den Extase-Gott Dionysos fehlten sicher Hohepriester wie die Herren und Damen von Mothers finest, sonst wäre der Kult niemals ausgestorben. Das Konzert der 1974 gegründeten Band in der Rother Kulturfabrik am 3. April war sicher ein Höhepunkt der 17. Bluestage. Das Publikum quetscht sich schlimmer als in einer riesigen Sardinenbüchse. Jeder will nah dran sein, wenn die Bühnenshow beginnt. Und dann röhrt Mothers-fineſt-Sängerin Joyce Kennedy, wasserstoffblond hochtoupirt, los wie ein Boxermotor. Wie eine ungebremste Diesellok rammt die Band auf die Bühne und tobt rund um den weißblonden Schoko-Reaktorkern. Um das bemützte Haupt von Bassist Jerry „Wizard“ Seay leuchtet das Licht auf wie riesige, rote Bremsleuchten. Aber gebremst wird hier nicht. Zwei Wesen aus einer anderen Welt (John Hayes und Gary Moore) peitschen oszillierenden Gitarrensound ins Publikum, und Schlagzeuger Kerry Denton scheint mindestens drei Arme zu haben. Wahrscheinlich haben alle auf der Bühne ein Direktmandat fürs Parlament Funcadally. Und dann: Einswerden von Band und Publikum. Es ist plötzlich gar nicht mehr zu eng. Sondern genau richtig.

Wenn Blues falsch ist, denkt man sich, will man nie wieder im Leben was richtig machen. Man ertappt sich dabei, mit anderen laut: „Ja! ja! Spielt weiter!“ zu schreien. Wahlweise das Gegenteil: „Nein! Nein! Hörst bloß nicht auf!“ Leider hören sie irgendwann auf. Da tröstet nur eins: Die Aussicht auf die 18. Rother Bluestage nächstes Jahr. ¶



Mothers finest





Begegnung mit einem Paradiesvogel

Eine Anthologie erinnert an Joachim Schlotterbeck

Text und Foto: Achim Schollenberger

Unicum, Paradiesvogel, Bilderbuchkünstler, Jäger, Sammler, schräger Vogel oder Quälgeist – auf Joachim Schlotterbeck paßten viele Bezeichnungen. Der vor knapp einem Jahr verstorbene Maler war in der Szene bekannt wie ein bunter Hund. Kein Wunder, er kleidete sich zu Lebzeiten so gar nicht im üblichen Vernissagen-Trauerschwarz wie viele seiner Kollegen. Farbe durfte, ja mußte manchmal sein. Für Joachim Schlotterbeck genügte es nicht, Künstler zu sein, es wurde vom ihm auch nach außen hin sichtbar zelebriert.

Zitronengelb, ganz so wie eines der Lieblingsmotive des Malers, ist das Buch aus dem Würzburger Peter Hellmund Buchverlag in dem, angeregt von Matthias Wagner, 55 Freunde einen Textbeitrag beige-steuert haben.

Jeder der Autoren und Autorinnen hatte seine liebe Bekanntschaft mit Schlo, so der Spitzname des eigenwilligen Künstlers, gemacht. Viele haben ihn in seinem kleinen Häuschen in Forza d'Agro auf Sizilien besucht, freilich erst, nachdem sie den führerscheinlosen Meister selbstredend hinchauftiert hatten. Einiges ist passiert auf den 2000 Kilometern gen Süden, die immer gleichen Stationen wie Florenz mußten angesteuert werden, genauso wie die für die Chauffeure überraschenden Stops an Flohmärkten oder diversen Antiquitätengeschäften. Leidenschaftlich durchstöberte Joachim Schlotterbeck diese, genauso wie die heimischen Flohmärkte auf den Mainwiesen und der hiesigen Umgebung, um sich mit geschultem Blick die verborgenen Schätze unter allerlei Krimskrams herauszupicken, um dann diese hinaufzuverfrachten in seine Wohnung im obersten Stock des Falkenhauses und später, nach dessen Umbau, wieder in eine Belétage, diesmal in der Plattnerstraße.

Nicht nur über die staubigen Straßen wissen die Freunde zu berichten, einige von ihnen geben auch Einblick in die geheiligten Schatzkammern des Künstlers, erzählen von beschaulichen Abenden auf

dem Balkon, tiefgehenden oder heiteren Gesprächen auch über die Kunst zu leben. Offenbar wußte Joachim Schlotterbeck zu genießen.

Das 215 Seiten starke Buch beleuchtet weniger den Künstler denn den eigenwilligen Menschen, für den ein Wespenstich, ganz im Stile eines Hypochonders, gleich die totale Katastrophe wurde oder der Hungerast auf der Reise nicht nur den Künstler ungenießbar werden ließ, sondern auch dafür sorgte, daß die Mitreisenden vom knurrigen Beifahrer ihr Fett ab bekamen.

Joachim Schlotterbeck wußte immer wieder, wie er seine Freunde herumbekam, ihm doch diese oder jene Gefälligkeit anzudienen. Doch scheinbar haben sie dies gern getan, denn das Buch verbreitet rundherum eine fröhliche Note.

Literarisch erwartet den Leser kein großer Wurf. Die Geschichten und Gedichte lesen sich schnell und ohne Anstrengung. Allerdings hat wohl mancher gedacht, das Originellste sei es wohl, die Reise nach Sizilien in Worte zu kleiden, so wird diese, wenn sie auch immer wieder andere Facetten bietet, doch nach dem fünften Mal etwas langweilig.

Aber Herausgeber und Verleger wollten ganz bewußt nicht vorschreiben, was denn nun ins Buch kommen sollte und was nicht. Ein wenig zu kurz kommt allerdings der Künstler und sein Werk. Augenzeugen berichten, daß zwar Unmengen von gemalten Zitronen von Schlotterbeck von hier bis Sizilien an den Wänden von Wohnungen, Hotels und Pensionen hängen, aber ob er denn nun ein großer Künstler gewesen ist, bleibt in dem in einer Auflage von 500 Exemplaren erschienenen Buch weitgehend unbeantwortet. Zweifellos war er aber ein großer Genießer und ein echtes Künstleroriginal. ¶

Begegnung mit Joachim Schlotterbeck
Herausgegeben von Matthias Wagner
Peter Hellmund Buchverlag Würzburg
Preis 16 €

LONG



Die Freunde geschnitten

**Philipp Rumpf zeigt bis 9. Mai
Holzschnitte in der Galerie Senefelder 7**

Text und Fotos: Achim Schollenberger

Kaum ist er da, verkündet Philipp Rumpf auch schon wieder seinen Abgang. Nach Bordeaux zieht es den 1979 in Würzburg geborenen Künstler. Er sei ein wenig frankophil und fasziniert vom Meer, erzählt er kurz vor der Eröffnung seiner Ausstellung in der Galerie Senefelder 7. Bevor er aber seine Heimatstadt Richtung Atlantik verläßt, zeigt er schnell noch im Würzburger Stadtteil Grombühl seine Druckgrafiken. Es sind die Ergebnisse intensiver Arbeit der letzten Wochen. Fleißig hatte Philipp Rumpf in der unterirdischen Druckwerkstatt des Künstlerhauses des BBK im Kulturspeicher gearbeitet. Seine Freunde drückt man schon mal, er hat sie dagegen auch gedruckt und die Porträts munter und locker in einer „Hauptausstellung“ zusammengefaßt. Madeleine aus dem kanadischen Montreal, Inka auf Hawaii, Giovanni aus Portland in den USA, Markus aus München, weltweit hat der 29jährige Künstler Freundschaften geschlossen. Der Bruder, und der älteste und beste Freund aus Würzburg sind zum Motiv geworden. Klaus Kinski hängt zwar auch plakativ, als Eye-catcher, im großen Schaufenster der Galerie, scheint aber kein Freund gewesen zu sein. Schließlich ist der berühmte deutsche Schauspieler schon 1991 verstorben. Da war Philipp Rumpf gerade mal 12 Jahre alt. Aber Kinski hatte nun mal einen eigenen und überaus interessanten Kopf.

Nach dem Abitur 1998 am Röntgen-Gymnasium hat es Rumpf schnell in die Ferne gezogen. Vier Jahre lang studierte er Kommunikationsdesign in Augsburg, dazwischen wurde ein Jahr auf Hawaii eingeschoben. 2005 jobbte er als Designer in London. Von dort ging es über München dank eines Stipendiums weiter nach Providence/Rhode Island in den USA. Seit Anfang des Jahres riskiert er das Leben des Freiberuflers als Grafiker und Gestalter. Und schon ist die nächste Station ausgemacht: Nach der Ausstellung in Grombühl zeigt er seine Arbeiten von Mitte Mai bis Anfang Juni in Providence in Amerika. Von dort soll es dann nach Frankreich gehen.

Geschickt nützt der junge, moderne Grafiker die Möglichkeiten einer jahrhundertealten Drucktechnik, wenn er die Köpfe der Freunde im präparierten Holz verewigt. Er kombiniert Schraffuren, harte Grate, satte, schwarzen Flächen und die teilweise durchschimmernde Struktur des Druckstockes, besinnt sich dabei auch bewußt auf Reduzierung, die schwarzen Konturlinien des Gesichts auf einer farbig unterlegten Hintergrundfläche. Die pastell-

tonige Palette hat etwas von den swinging sixties, gibt den Grafiken dadurch unverbrauchte Frische.

Zwar läßt sich die zugrundeliegende Fotografie noch erahnen, aber durch die Umsetzung mit einer neuen Handschrift gelingen Philipp Rumpf ausdrucksstarke, von der Vorlage losgelöste Portraits.

Lange haben die Würzburger, bei der Umtriebigkeit des Künstlers, nicht die Gelegenheit, sich dessen feine Grafiken anzusehen. Nur noch bis zum 9. Mai. Aber der Besuch bei „Freunden“ in der kleinen Galerie lohnt sich. Auch mit Freunden. ¶

Öffnungszeiten: Samstag und Sonntag 11 bis 17 Uhr.



Eine kleine Antwort nur

Nochmals zum Kiliansbrunnen – ein Leserbrief

Von Stefan Kummer

In der letzten Nummer (Nr. 34) bedauert Ulrich Pfannschmidt, daß angeblich niemand gefragt habe, „ob man nicht an Stelle des maroden Brunnens das Werk eines lebenden Künstlers hätte aufstellen können“. Diese „nur kleine Frage“ ist tatsächlich gestellt worden. Im Vorfeld der Sanierung wurde in der städtischen Bauverwaltung die Frage aufgeworfen und diskutiert, ob nicht die Stelle des beschädigten Brunnens künftig ein neu geschaffenes Kunstobjekt einnehmen könnte – vielleicht sogar eine Skulptur, die gut erhaltene Teile des Kiliansbrunnens einbezüge. Diese Frage wurde mit „nein“ beantwortet. Ob es die richtige Antwort war, ist eine Ermessensfrage; sie läßt sich nicht eindeutig beantworten. Maßgeblich für die getroffene Entscheidung war die Erwartung großer Teile der Öffentlichkeit und die daraus resultierende politische Willensbildung.

Ulrich Pfannschmidt tendiert klar erkennbar zu einer zeitgenössischen Lösung an Stelle des bisherigen Brunnens. Warum auch nicht. Allerdings erscheint es als überflüssig, dem Neuen zuliebe das Alte abzuwerten, noch dazu mit falschen Begründungen. Denn inhaltlich ist der Brunnen glasklar durchdacht, und stilistisch entspricht er vollkommen dem von Pfannschmidt gerühmten Gedicht C. F. Meyers über den „Römischen Brunnen“, das er zu Lasten des Kiliansbrunnens diesem gegenüberstellt. Sicherlich läßt sich darüber streiten, ob dessen überdeutliche ikonographische Aussage, die auf einer Verbindung der Themen „Ankunft“, „Wassertaufe“ und „Segen für Würzburg und das Frankenland“ beruht, nicht ein wenig vordergründig, da allzu offensichtlich ist. Hierin zeigt sich freilich ein ebenso bezeichnender Zug des Historismus im 19. Jahrhundert wie im Stil des Brunnens, dessen ornamentale Grundhaltung geradezu kongenial dem blumigen Gedicht Meyers entspricht: So wie sich die Worte Meyers winden (– erwähnt seien nur die erste, sich verschleiende Marmorschale, die „überfließt / In einer [!] zweiten Schale Grund“ und die zweite Schale, die „der drit-

ten wallend [Weia, waga, woge du Welle, walle zur Wiege, waga la weia!] ihre Flut“ gibt –), genauso gewunden ist der Schaft des Brunnens und bauchen seine geblühten Schalen aus. Wie Meyers Gedicht ist der Kiliansbrunnen ein charakteristisches Werk seiner Zeit. Wer diese Epoche grundsätzlich ablehnt, wird auch den Brunnen verschmähen. Aber erstaunlich ist, wenn er dann das Gedicht preist. ¶

Frage, Antwort, Mißverständnis.

Stellungnahme zum Leserbrief

Von Ulrich Pfannschmidt

Die Frage, ob in die Überlegung zur Zukunft des Kiliansbrunnens der Gedanke eingegangen sei, ihn durch einen modernen zu ersetzen, ist beantwortet. Man hat daran gedacht und sich dagegen entschieden, weil große Teile der Öffentlichkeit und die daraus resultierende politische Willensbildung die Restaurierung erwarteten. Dabei kann man es bewenden lassen.

Die Äußerungen Stefan Kummers, die er seiner kleinen Antwort anfügt, verlangen indessen eine Klarstellung, denn sie offenbaren ein tiefes Mißverständnis. In der Kunst erscheint die Alternative „richtig oder falsch“ selten, fast immer gilt es abzuwägen zwischen „gut oder schlecht, besser oder schlechter“. In der Stadt ist es nicht anders. Zunächst klingt es einfach: Wer die Stadt verschönern will, muß das Schöne durch das Schönere ersetzen. Je konkreter die Sache aber wird, desto schwieriger wird die Entscheidung, was denn das Schöne und das jeweils Schönere ist. Nur mit Hilfe prüfbarer Kriterien ist ein rational begründetes Urteil zu finden. Die Gefahr zu irren ist groß.

Es geht um die künstlerische Qualität des Kiliansbrunnens. Der dokumentarische Wert als Zeugnis des Historismus im Sinn der Denkmalpflege steht auf einem anderen Blatt. Um ein Urteil zu finden, habe ich sie verglichen mit derjenigen des Gedichtes „Der Römische Brunnen“ von Conrad Ferdinand Meyer. Es ging auch ausdrücklich nicht um einen Vergleich der Brunnen, sondern der ihnen mitgegebenen Qualitäten. Anderes wäre nicht zu leisten.

Wer es dennoch versucht, landet unweigerlich auf einer falschen Fährte.

Das Gedicht sagt über den Brunnen, er habe drei Schalen und sie seien rund. Mehr hören wir nicht, weder über die Form der Schalen oder des Schaftes, noch über ihre Größen oder ihren Schmuck. Schon daß sie übereinanderliegen, können wir nur aus dem Fluß des Wassers schließen. Was den Brunnen angeht, ist das Werk von minimalistischer Kürze. Klar ist, dieser Brunnen ist weder zu identifizieren noch irgendwo zu finden. Das Gedicht zeichnet keinen Bauplan, sondern skizziert das Prinzip eines Brunnens, eine platonische Idee. Was wir sehen, läßt Meyer in unserem Kopf entstehen. Die Idee wird man deshalb in vielen Brunnen finden, sicher auch im Kiliansbrunnen. Von vollkommener stilistischer Übereinstimmung zu sprechen, ist deshalb abwegig.

Das eigentliche Thema des Gedichtes ist nicht der Brunnen sondern das Wasser. Meyer läßt es steigen, fallen, gießen, Schleier bilden, wallen, strömen und ruhen. Es geht um Fülle und Überfluß. Hier wird das Wasser förmlich gefeiert. Das Gedicht erinnert, wie im Titel anklingt, an Rom, die Stadt, die wie keine andere seit der Antike den Reichtum an Wasser pries, den die Fernleitungen heranschafften. Am Ende der Aquädukte, am Eintritt in die Stadt wurde das Wasser noch einmal zur Schau gestellt, in der *mostra dell' aqua*, bevor es in die dunklen Leitungen floß, um Badehäuser, Brunnen und Gärten zu speisen.

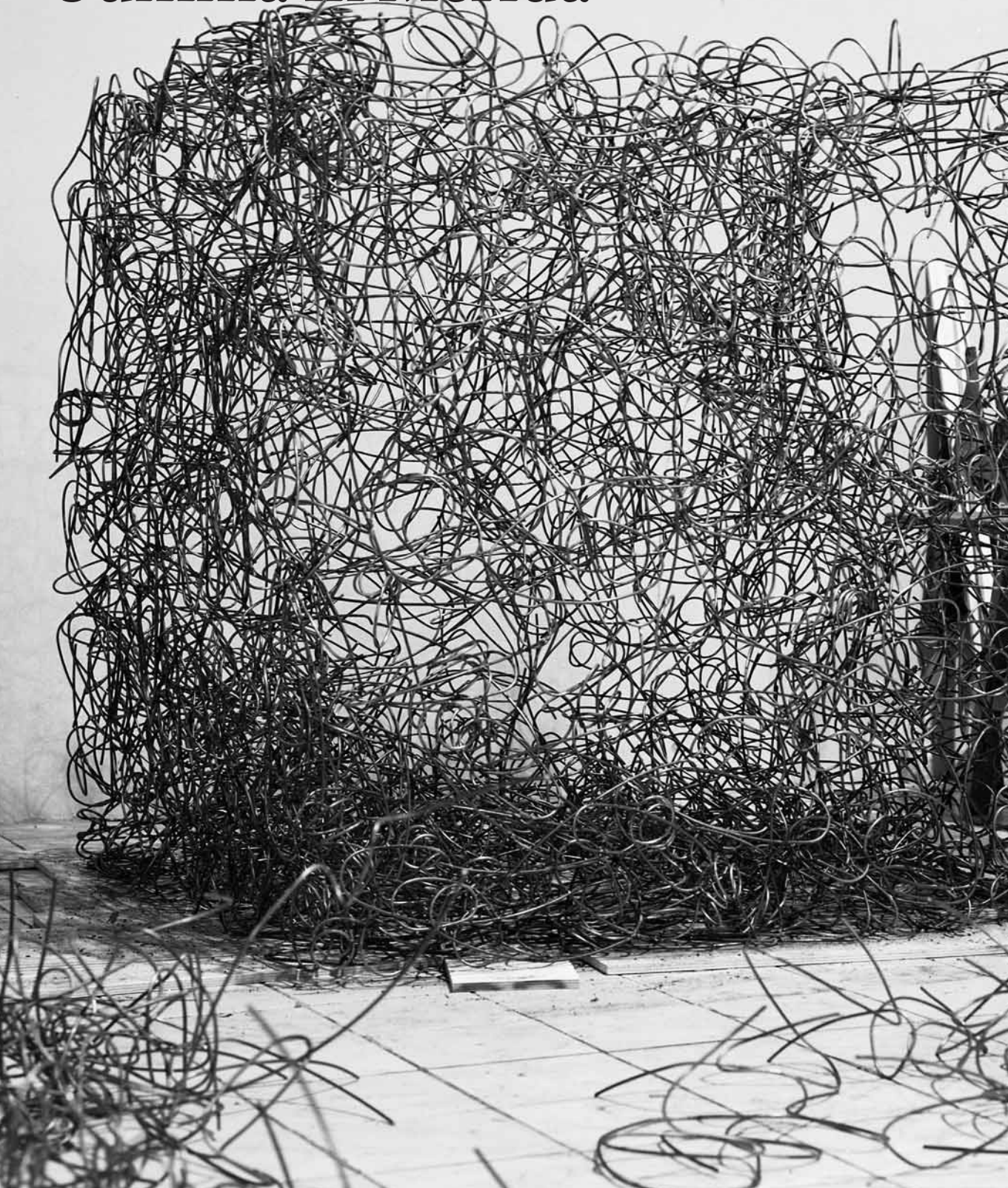
Die Sprache Meyers ist von lateinischer Prägnanz, Klarheit und Kürze. Meyer hat längere Zeit in Rom gelebt. Bei ihm ist nichts blumig, und es windet sich auch nichts. Schmucklos und direkt, ohne ein Adjektiv, läßt er das Bild in acht Zeilen erstehen. Knappster Ausdruck für den größten Inhalt. In der Konzentration und der Fähigkeit, unsere Phantasie in Gang zu setzen, liegt die besondere Qualität des Meyerschen Gedichtes. Ähnliches kann der Brunnen vor dem Bahnhof leider nicht bieten.

Stabreime sind Meyer als Stilmittel völlig fremd. Wenn er das Wort „wallen“ benutzt, dann hat das nichts mit „Weia, waga, woge du Welle, walle zur Wiege, waga la weia“ zu tun, wie Kummer uns einreden will. Es gibt keine Verbindung des Gedichtes zu Richard Wagner. Wenn Kummer sagt, der Kiliansbrunnen entspräche dem Gedicht Meyers kongenial, dann ist die Behauptung bestenfalls ein Mißverständnis. Sie könnte auch ein Indiz sein für Blindheit vor künstlerischen Qualitäten. ¶

*Plastik von Jason Rhoades in München.
Foto: Schollenberger*



Summa in Merida



**Würzburger Bildhauerin
Angelika Summa
problematisiert in Mexiko
den Naturschutz.**



Auf eine vertretbare Ökobilanz darf man nicht aus sein, wenn rund zwanzig Künstler aus Deutschland über den großen Teich jetten, um sich mit ebenso vielen Kollegen aus Mexiko in Merida auf der Halbinsel Yucatan an der Ausstellung „Hermanadas Escultóricas Alemania – México. Diálogo Estético 2008“ zu beteiligen. Das ist erst recht befremdlich, wenn es bei dieser Ausstellung ausgerechnet um die Umweltproblematik geht. „Im Kontext der weltweiten Besorgnis um die Ausbeutung der Umwelt und des Mißbrauchs der Ressourcen und den Konsequenzen ist es wichtig, die Rolle der zeitgenössischen Kunst hervorzuheben, die sich mit den aktuellen Problematiken beschäftigt, diese kritisiert und uns bewußt macht. ... Die Ausstellung hat vor, Werke von Künstlern zu zeigen, die in ihrem künstlerischen Schaffensprozeß diese Problematik mit einem kreativen Diskurs verbinden.“ So der Ausschreibungstext. Für die Würzburger Bildhauerin Angelika Summa war dieses Mißverhältnis ein Problem, obwohl sie andererseits erfreut war, unter über hundert Künstlern und deren Projektvorschlägen mit ihren „Acht Kubikmeter Stadtpark“ für die Ausstellung ausgewählt worden zu sein. Den Widerspruch suchte sie ironisch zu bewältigen: In siebentägiger Arbeit vor Ort schuf sie einen Drahtkubus in den Abmessungen von 2 x 2 x 2 Metern, in dem sieben, in Kunstharz gegossene Blätter eines heimischen Baumes „wachsen“. Ironie ist ihr eine ernste Angelegenheit, jedenfalls arbeitete sie mit dem Schweißgerät im Innenhof des Museums Macay rund zehn Stunden täglich bei durchschnittlich 35 Grad, um überhaupt fertig zu werden.

Unter den vierzig Arbeiten, die nun für zehn Monate auf der Prachtstraße Meridas ausgestellt sind und danach in Mexiko-City gezeigt werden, gehört Summas Kubus zu den wenigen Arbeiten, die weder figurativ noch Konzeptkunst, sondern eher abstrakt sind. Allerdings nicht zuletzt durch ihren Kontrapunkt (Blätter) die vielfältigsten Assoziationen ermöglichen. Natur, so die Bildhauerin, gibt es nur im Kopf. Wir haben nur Vorstellungen davon, was Natur sein könnte, weshalb letztlich alle Bemühungen, sie zu beherrschen, bis hin zum Naturschutz selbst, immer wieder und immer schneller problematisch werden, in einem Desaster zu enden drohen. Genau dies will sie mit ihrer Arbeit, bei der Blätter an einem Gewirr aus Eisendrähten wachsen, verdeutlichen. Ihr Stadtpark, wenn man so will auch, ihr Baum der Erkenntnis, zeigt Natur in „menschlichem Maß“, letztlich leicht zu „händeln“, kompliziert zwar, aber doch durchschaubar, und trotz allem Pathos, vielleicht auch aller Ästhetik, irgendwie tot. ¶ wdw

Lichtblick - Suchbild mit OB

Würzburgs neuer OB Georg Rosenthal beim ersten Bad in der Menge am Abend des 16. März vor imposanter Kulisse, dem Wandbild von Wolfgang Lenz im großen Sitzungssaal des Rathauses. Alles ganz schön symbolisch: Datum, Ort, Kunst. Ob es sich nun aber um einen Lichtblick für die Würzburger Kulturszene oder auch nur um ein Suchbild handelt, wird sich weisen. Immerhin: In der Vergangenheit pflegte Georg Rosenthal den Kontakt zu Künstlern und selbst zur Kleinkunstszene. Trotz eifriger Kulturagenten in seinem Stab, wäre dies natürlich weiterhin wünschenswert.

as/wdw

Foto: Achim Schollenberger







Short Cuts & Kulturnotizen



Wohl dem, der eine eigene Sammlung besitzt und – wenn auch kein Museum – so doch ein Heim, um seine Schätze zeigen zu können. Der Eigentümer der „**Baustellengalerie**“ in Sömmersdorf möchte zwar ungenannt bleiben, freut sich aber trotzdem über Interesse. Nach dem erfreulichen Verlauf der Ausstellung mit Grafiken von Stefan Szczesny im Jahr 2007 widmet sich die „Baustellengalerie“ in diesem Jahr den „Alten Freunden“ - fränkischen Künstlern der älteren Generation“. „Alte Freunde“ heißt aber auch, daß einige Werke sehr früh Eingang in die ausgestellte private Sammlung gefunden haben und besonders ans Herz gewachsen sind. Gezeigt werden etwa 50 Werke, meist Grafiken, in Werkgruppen von Eschrat Tellert, G. Hubert Neidhart (dessen 80. Geburtstag schon Gegenstand zweier Ausstellungen in Schweinfurt war), Gustl G. Kirchner, Heinz Hector und Heinz Kistler. Ergänzt werden diese Werkgruppen durch „Solitäre“ von Heinz Altschäffel, Joachim Schlotterbeck, Margarita Calvary, Werner Knaupp, Christian Mischke, Oskar Koller, Veit Relin

Anzeige



und weiteren namhaften fränkischen Künstlern. Als Ergänzung zu den „Alten Freunden“ ist für ein Folgejahr ein Blick auf das „Junge Franken“ vorgesehen.

[sum]

Die Ausstellung ist zu sehen in Sömmersdorf, Zinnstrasse 23
(am Kastanienbaum).

Eröffnung: 30.4., 17.30 Uhr. Weitere Öffnungszeiten: 1., 3., 4., 10.,
11., 17. und 18. Mai jeweils von 14 – 18 Uhr.

Die neue Galerie & Goldschmiede von **Ulrich Jung** wird am 25. April um 18 Uhr in Veitshöchheim, mit einer interessanten Ausstellung eröffnet. 12 unterschiedliche Künstler zeigen Schmuck und Objekt-design, wobei das Spektrum von Glasgefäßen über Kleinplastiken und Lichtobjekten bis zum Schmuck aus Kieselsteinen oder massivem Gold reicht. Gemeinsam ist den Künstlern die Freude an der dreidimensionalen Gestaltung, an der Arbeit mit den Händen und der Auseinandersetzung mit Form und Funktion.

Galerist und Goldschmied Ulrich Jung bevorzugt die schönen, individuellen Dinge und möchte sie in den drei Ausstellungen pro Jahr unter einem bestimmten Aspekt betrachten, sei es die Technik, das Material oder eine besonders herausragende Idee der Gestaltung.

[sum]

Adresse: Galerie & Goldschmiede Ulrich Jung,
Kirchstraße 29, 97209 Veitshöchheim.
Öffnungszeiten: Dienstag - Freitag
von 13.00 bis 18.00 Uhr.

In den vergangenen Jahren konnten die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt wichtige Schenkungen von Kunstwerken entgegennehmen. Die Ausstellung zeigt eine Auswahl dieser Schenkungen aus eigenen Beständen ab dem Jahr 2000 mit Blick auf den Umzug in die neue Kunsthalle Schweinfurt im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad. Sie konzentriert sich auf das Mäzenatentum von Künstlern, Institutionen und Privatsammlern. Bis auf wenige Arbeiten sind die Zuwächse bislang noch nicht gezeigt worden.

Der Umbau des ehemaligen Ernst-Sachs-Bades schreitet zügig voran. Vor allem im Inneren nimmt seine Verwandlung in die Kunsthalle Schweinfurt mehr und mehr Konturen an. Ab dem Frühjahr 2009 werden hier unter dem organisatorischen Dach der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt alle

musealen Initiativen zur Kunst des 20. Jahrhunderts einschließlich der Aktivitäten des Kunstvereins Schweinfurt e.V. zusammengefaßt. In der Kunsthalle Schweinfurt wird künftig ein Überblick über wesentliche Strömungen in der Kunst des 20. Jahrhunderts bis zur unmittelbaren Gegenwart möglich sein. Die **Ausstellung „... geschenkt!“** zeigt Werke von Heinz Altschäffel bis Walter Zimmermann und ist dem Dank an alle jene Stifter, Spender und Sponsoren gewidmet, die durch ihre Großzügigkeit den Erwerb von wichtigen Kunstwerken ermöglicht haben, allen voran dem Kunstverein Schweinfurt, aber ebenso die Gesellschaft Harmonie, die Sparkasse Schweinfurt oder das sogenannte „Klassentreffen“.

Häufiger geschah es jedoch, daß Künstler nach einer Ausstellung die eine oder andere Schenkung hinterlassen haben. Auf diese Weise bekamen die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt Arbeiten von etwa Jürgen Brodewolf, Ernst J. Herlet, Peter Kamphehl, Heinz Kreutz, Monika Linhard, Maria Maier, Helmut Pfeuffer, Ulla Schoedel uvm. Die jüngste auf diese Weise erhaltene großzügige Schenkung stammt von Erwin Eisch. Eine besondere Erfahrung ist es, erleben zu dürfen, wenn der eine oder andere Kunstsammler sich über die Jahre immer wieder gezielt von seinen Schätzen trennt, weil er auf diese Weise klaffende Lücken im Bestand der Schweinfurter Museen und Galerien schließen oder durch seine großzügige Spende auf den einen oder anderen Künstler aufmerksam machen möchte. Auch hierfür gibt es zahlreiche Beispiele in der Ausstellung.

Neben der Stadt Schweinfurt, die den Erwerb von Kunstwerken nach Kräften und Haushaltslage fördert, muß vor allem die regelmäßige großzügige Unterstützung des Bezirkes Unterfranken – Unterfränkische Kulturstiftung genannt werden ebenso wie die Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen.

Kuratoren der Ausstellung Dr. Erich Schneider und Andrea Brandl M.A.

[prm]

„... geschenkt!“ – Von Stiftern, Spendern und Sponsoren

Halle Altes Rathaus,

Markt 1, 97421 Schweinfurt

Ausstellung vom 25. 4. – 6. 7. 2008

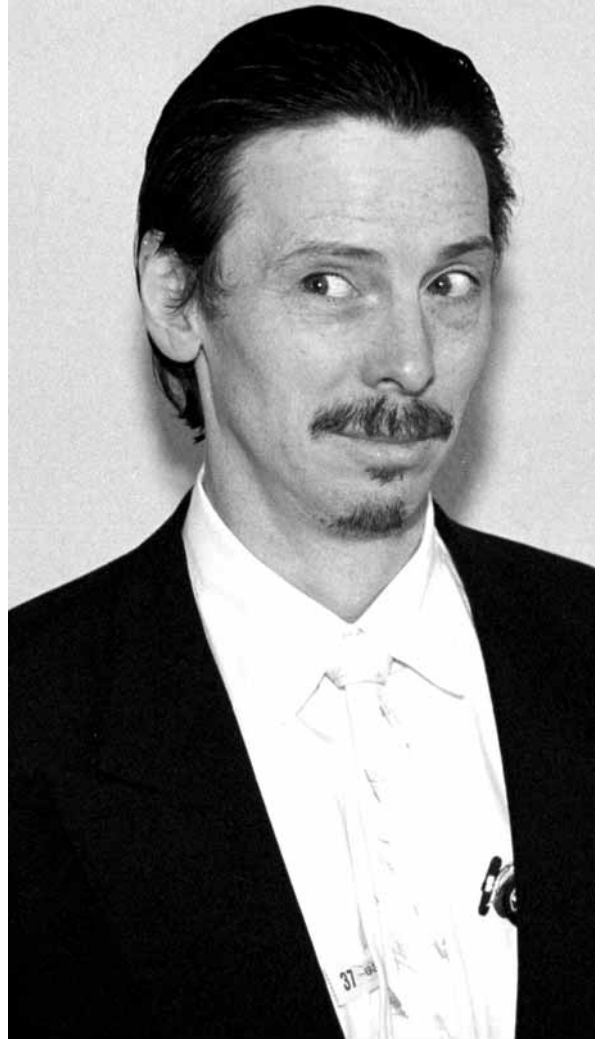
Di – So 10-13 und 14-17 Uhr. Eintritt frei.

Pfingstmontag geöffnet.

Eröffnung am Do 24. April 2008, 19 Uhr.

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog zum Preis von Euro 10,-.

Die Wahl in den Stadtrat verpaßt?



Werden Sie Mitglied im Neu-Wredanischen Kabinett!

Limitiert auf 30 Mitglieder

Zwei Jahre Amtszeit ohne Bezüge

dafür 50 Euro Jahresbeitrag

Geboten werden:

Dokumentenausweis, Ernennungsurkunde

Exklusive Previews nur für Mitglieder im separaten Kabinett

Keine 5% Hürde dafür

5% Ermäßigung bei Kunstkäufen in der Galerie Professorium

Kostenloser Kaffee im Kabinett und Neu-Wredanien

Höflicher Umgang

Info: Konsulat Neu-Wredanien Telefon: 0931-41 39 37

Kunstpreis 2008 der Stadt Marktheidenfeld



Runde Sache

Ausschreibungsunterlagen
erhältlich unter:

Stadt Marktheidenfeld

Stichwort: Kunstpreis

Luitpoldstraße 17

97828 Marktheidenfeld

oder

www.marktheidenfeld.de